

## Die Leihbibliothek.

Von Lothar Seemann.

Unter den mannigfaltigen Verdiensten, die sich die mittelalterlichen Mönche in kultureller Beziehung um die Nachwelt erworben haben, ist nicht das geringste die ihrem eifrigen Sammelleier entpringende Anlage von zahlreichen Klosterbibliotheken. Bis zu der Zeit Karls des Großen waren es vor allen die angelsächsischen Mönche, welche der Pflege literarischer Gelehrsamkeit auf das eifrigste oblagen, in den späteren Jahrhunderten folgten ihnen der Orden der Benediktiner, der die betretene Bahn mit Umsicht und Ausdauer weiter schritt. Unermüdblich malte und zog den Schönheitsliebhaber der Abtei in seiner einjamen Zelle die Worte der Handschriften nach, malte er die Anfangsbuchstaben sauber in Roth und Blau und Gold, erwarb das Kloster durch Kauf und Geißel kostbare Bücher, römische Geschichtsschreiber und Dichter, griechische Philosophen, deutsche Heldensagen und Epen, öfter in lateinischer Bearbeitung, wurden mit Fleiß gesammelt; und so entstanden in den alten Abteien St. Benedikt an der Donau und in der Schweiz jene großen Bibliotheken, die der Dichtung und Wissenschaft so wertvolle Förderungsmittel aufzuweisen hatten.

Aber es lag in der Natur der Sache, daß diese Büchersammlungen nur einem engen Kreis zugänglich und bedeutungsvoll sein konnten; die breiten Volksschichten blieben vorläufig davon unberührt. Erst die Erfindung einer mechanischen Gießmethode, der Buchdruckerkunst, freute die goldenen Samenkörner in die Massen des Volkes; jetzt konnten die aufgeschulenen Mönche in Abdrucken hinausgehen in die Welt, die Flugschärpe des Geistes die Furchen ziehen, aus denen der geistige Inhalt der Neuzeit erwachsen sollte.

Die Mittel für die Bildung des Volkes waren gegeben, nun galt es, ihre Anwenbarkeit zu ermöglichen. Und diese Möglichkeit schuf Luther, indem er einer einseitigen Schriftsprache die Bahn brach und hiermit den Grund zur neuartigen Literatur legte.

In der Erhaltung und Bewahrung der Uebersetzungen der Vorseit liegt das verdienstvolle Moment der Klosterbibliotheken; ihnen verdanken wir fast unsere gesamte Kunde des Alterthums. Die literarischen Väter einten den Zusammenhang her zwischen Vergangenheit und Gegenwart, und als im vorigen Jahrhundert der dichtende Geist unserer Nation wieder kräftiger die Schwinge regte, da zog er direkt und indirekt aus ihren Interlassenheiten die Kraft zu seinem stolzen Fluge.

Die Früchte nun, welche die deutsche Dichtung, aus dem Boden jener Meistkünstler entsprossen, in reichster Fülle trug, allen Theilen des Volkes darzubringen, dazu entstand am Ende des 18. Jahrhunderts, unversehbar und doch einflußreich, eine neue Art der Bibliothek, die Leihbibliothek; sie machte es sich zur Aufgabe, das wieder erwachte Bildungsbedürfnis des Volkes zu stillen, und den beschränkten Strom des Geistes in kleinen Bächen auf alle Theile der Bevölkerung abzuliefern.

Das Zusammenfallen der Entstehung der Leihbibliothek mit der Glanzperiode der deutschen Dichtung ist natürlich. So lange die schöne Literatur sich mit ihren Erzeugnissen nur an die gelehrten Stände wendete, hatten weitere Kreise kein Interesse an der Entwicklung derselben. Nach um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als schon die Morgenröthe der neuen Zeit anbrach, gab es zwei abgegrenzte Leseklassen. Während schon in den „Bremer Beiträgen“ die ersten Gesänge des Weßling erklangen, zu den „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ Kästner, Gellert, Mylius ihre Arbeiten lieferten, las der Bürger noch die gefüllten Nachahmungen der alten Ritter- und Schätzerromane, schlußförmige Hof- und Touristenabenteuer, Robinsonaden und Abenteuererzählungen, phantastischen oder doch realistischen Inhalts. Erst als aus der Mitte des Volkes selbst heraus deutsche Werke erblühten, erwachte in den bürgerlichen Ständen das Verlangen nach Vertheidigung von Gemüth und Geist, und hier trat die Leihbibliothek ein und übernahm die Vermittlung. Aber auch wirtschaftliche Gründe unterstüzten die Entstehung derselben. Während bisher der Büchermarkt nur vereinzelte Tageserscheinungen zu bieten vermochte, war die Erwerbung dieses oder jenen Buches auch dem Unbemittelteren möglich, als jedoch die Sturmfluth der neuen Zeit heranbraute, da reichlich die Mittel des Einzelnen nicht aus, um sich die geistigen Anregungen zu verschaffen, und es mußte sich eine neue Einrichtung bilden, welche erlaube, für geringe Entschädigung an dem dichterischen Gemeingut theilzunehmen. Anfanglich freilich waren die Leistungen der Leihbibliothek sehr bescheiden. Der ehemalige Magister der Philosophie Rautward, der spätere Musikdirektor in dem Halleschen Regiment von Halle wurde, sagt in seinem „Leben und Schicksale, folgendes: „Als ich 1837 mit einem Studenten bei diesem Buchhändler (Retze) welcher zugleich Speisekammer- und Bierverleiher ist, in Gießen zugleich Speisekammer- und Bierverleiher ist, in Gießen zu Mittag aß, hatte ich Gelegenheit, die Leihbibliothek der Herren Götter zu besuchen. Sie bestand aus lauter Schöpfung, welches im Laden liegen geblieben und eingebunden worden war, um wenigstens das Lagergeld herauszubringen. Gangbare und gute Artikel waren nicht darunter: vor so was

lesen wollte, hieß es, möchte sich's selbst kaufen. Herr Retze führt seinen gedruckten Katalog von seiner Bibliothek; vielleicht weil er sich schämt, solch fatales Zeug zum Lesen auszustellen.“ Aber bald verstand der Leihbibliothekar den Zug der Zeit, und schon aus dem Nachsatz der Bücherzahl erklärt sich die zunehmende Bedeutung.

Als das vergangene Jahrhundert zur Mitte ging, klagten unsere Vorfahren über Werth's Leiden und schwellten in schaurig-wollustigen Grübeln des Selbstmords aus Liebesnoth; schwärmten sie in der Einamkeit Zimmermanns und veroffen noch einmal die Thüren, die ihnen die Helden und Heldinnen der Richardsonianen Romane vorzeigten. Doch schon zeigt der Löwe seine Zähne. Die Klüber sind über die Bühne gegangen, und die ungeduldeten Nachkommen Karl Moors erregen durch Geistesputz und Strauchdiebstahl in unzähligen Romanen das Grinsen des Lesers. Aber die Zeit wird aufklärter, die Köpfe spintirren und Stellung und Verhältnis zwischen Mann und Frau treten in den Vordergrund der Erörterung; Goethes Wahlverwandtschaften und Schlegels Lucinde behandeln heikle geschlechtliche Probleme. Die Verneinung findet Gefallen auch an ihren Erweiterungen, und der Leihbibliothekar muß ihm folgen. Phantastischer spinnst sich die Handlung aus; der Mond wirft sein bleiches Ansehen in Thal und Pfand, und tanzen den Reigen, die Romaner träumen ihre herausgehenden Räume, der Frauendienst feiert seine Wiederkehr, bis endlich in die süßliche Ueberschwenglichkeit das dumpfe Gebüll der napoleonischen Kanonen herüberdringt. Die französischen Heere zerstampfen die Fäden Deutschlands, aber auch der lähne Corse verfällt seinem Schicksal; kein drohender Schritt verhallt und die legendäre Verklärung des Imperators hält Bücherverleiher und Bücherleser in seinem Bann.

Die gemäßigten Kraftanstrengungen in dem grünnigen Väterkreis heischen eine Pause der Erholung, vor der Realität des Tages flüchtet sich der Gemüthsmanich zu der einflussreichen Wichtigkeit eines Traumes. Van der Velde, Tramiß, Kasparow, Spindler sind die begehrtesten Bücher der Leihbibliothek. Der Weisheitszweig trat in die Schranken. Die Revolution hat nicht praktisch gehalten, was sie theoretisch zu versprechen schien, das Gefühl der Unsicherheit mit dem Bewußtenden, die Erkenntnis des Unterschieds zwischen Menschheit und Wirklichkeit schritt wieder die glimmenden Funken, und was vordem die revolutionären Ausbrüche in Spanien, Belgien, Frankreich, das sind literarisch die kritischen, spötelnden Stimmen Jungdeutschlands; Böme, Heine gehen hervor, der Versuch übernimmt die Führung in der Poesie. Man sieht mit kaltem Blick die Wirklichkeit ins Auge, richtet und kritisiert; immer wieder werden die Pfeile gegen die Mängel und Schäden der Gesellschaft abgeschossen, und in alle Schichten fiedert der lärende und reinigende Aethyler der Kritik. Das Volk in seinen großen Mangeln, seiner politisch und literarischen Meinung wird Gegenstand der Behandlung, im Salon und im Bauernhans spielen die Konflikte des Herzens. Und so ist auch die gute, alte Zeit des Leihbibliothekars dahingegangen. Aus dem literarischen Beizath mit der runden Hornbrille ist der aufmerksame Geschäftsmann geworden, beeiflußt er früher den Geschmack seines Publikums, so giebt dieses jetzt den Ausschlag bei der Auswahl der zu erwerbenden Bücher.

Aber war bis zu dieser Epoche die Allgemeinheit der Vorwurf des schaffenden Dichtergewisses, so wird es jetzt das Einzelwelen. Das Verhältnis des Einzelnen zu dem großen Ganzen in historischen, sozialer und politischer Hinsicht wird erörtert, der historische, soziale und politische Roman entsteht und sucht die historische Entwicklung des Individuums, seine Rechte und Pflichten gegenüber der Gegenwart und der Gesellschaft zu analysiren und zu bestimmen. Der Roman will nicht mehr bloß unterhalten, er will auch zum Nachdenken über das Problem anregen, er will nicht nur vergnügen, er will auch bessern. Und auch hier muß die Leihbibliothek den gewissen Spuren folgen, muß, um nicht zurückzulieben, den Anforderungen des Lesepublikums nachzukommen suchen, und so zeigt sie uns im Wandel der Zeiten ein getreues Spiegelbild der Denklingsart und des Gefühlslabens einer Reihe von Generationen, ein Stück Kulturgeschichte, an sich selbst beschrieben.

Wiederholt ist in neuerer Zeit seitens der Schriftsteller die Leihbibliothek angegriffen worden, ein Streit, dessen Kern in dem Vorwurf liegt, die Einrichtung verbiedere einen großen Theil des Publikums am Einkauf der literarischen Erscheinungen und bringe so die Autoren an den wohlverdienten materiellen Lohn. Wie berechtigt auch diese Anlage klingt, so lassen sich doch triftige Einwände gegen sie geltend machen. Es ist zu erwägen: Wer ist denn eigentlich der Anechmer des Leihbibliothekars? Es sei zugegeben, daß ein nicht unbeträchtlicher Prozentsatz der Leihbibliothekleser sehr wohl in der Lage ist, sich selbst die Darbietungen des Büchermarktes zu erwerben. Aber verhindert denn diese Theilnahme an diesem Belehntum wirklich so sehr die eigene Anschaffung interessanter Lectüre? Im Gegentheil, durch die Leihbibliothek wird sehr oft erst die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf einen Verfasser gelenkt, und gerade die Bekanntheit mit ihm verhilft wohl dem Buchhändler zum Absatz seiner Verlagswerke. Bei

der Fülle der täglich auftauchenden Neuigkeiten hat der Laie schon Mühe, sich einigermaßen zurecht zu finden, und hier ist ihm die Leihbibliothek ein gefälliger Begleiter. Hier erwählt er sich seine Lieblinge, mit denen er in traulichen Stunden seine Gedanken austauscht, und angeregt dadurch, wird in ihm der Wunsch erweckt, dieses oder jenes Buch seinem Bücherichem einzuverleiben. Die Leihbibliothek ist sozusagen der Auslösetrichter für den Schriftsteller. Und sie ist noch mehr, sie ist eine zwar vielförmige aber unparteiische und wahrheitsliebende Kritik. Sie ist oft die Wiege schriftstellerlicher Popularität, und wie mancher Verfasser wäre unbekannt, wie mancher Name schon längst in das Grab der Vergessenheit geküht, wenn ihm nicht die Leihbibliothek voll mütterlicher Güte eine papierenere Unsterblichkeit sicherte. Sa, noch weiter; zahlreiche Schriften sind Eintagsfliegen, ohne tieferen Inhalt, nur für den Tag geschrieben, würden sie wegen der Kostspieligkeit der Anschaffung ohne eine Leihbibliothek überhaupt keine Leser finden, und sie verankert ihr Dasein einzig und allein dieser Art des Büchererwerbs. Aber was würde mit dem andern Theil der Leser werden, der wegen pekuniärer Gründe wirklich nicht im Stande ist, sich in den Besitz werthvoller Werke zu bringen? Mit der Aufhebung der Leihbibliothek würde einer beträchtlichen Anzahl von Bildungsbürgern die Möglichkeit der Pflege von Geist und Gemüth entzogen, würde die mit Mühe niedergeworfene Schranke in der Lectüre zwischen Hoch und Niedrig wieder aufgerichtet werden. Man weiß lebend auf andere Länder und stellt das Fehlen gleichartiger Anstalten als ein Zeichen von größerer Kaufkraft und regerem Interesse der wohlhabenden Klassen hin. Nun wohl, es mag sein, daß sich anderswo die Bestehen lebhafter am Büchererwerb beteiligen, aber dieser Mangel an Leihbibliotheken beweist auch zugleich, daß das Verlangen nach reiner Geisteskost nirgend so allgemein ist, nirgend so breite Schichten ergreifen hat als im deutschen Volk. Wäre dieser Drang bei den Engländern und Franzosen oder sonstwo gleich stark, so würde die unmaßsichliche Folge die Leihbibliothek in gleicher Ausdehnung wie in Deutschland sein. Justus v. Liebig nennt einmal den Verbrauch der Seite den Gradmesser für die Kultur eines Volkes; mit gleichem Recht könnte man die Leihbibliothek als den Maßstab des Bildungsbedürfnisses der Bevölkerung ansehen.

Es ist vielfach von Ärzten und Laien die Verhinderung laut geworden, durch das Verleihen von Büchern aus öffentlichen Anstalten könnte die Verschleppung von Krankheitskeimen begünstigt und so der Ansteckungsstoff aus der Krankenstube auf den Gesunden übertragen werden. Da hat sich denn zur rechten Zeit die Kundgebung Dresdener Ärzte eingestellt, die an der Hand von Untersuchungen und Experimenten zu dem Schluß gelangt sind, daß diese Vermuthungen haben sich in den unterrichteten Schriftwerken Keime und Sporen gefunden, aber sie waren alle nur von der Natur, wie gleiche alle Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens anhaften, in keiner einzigen Blüthe hat man die bekannnten, spezifischen Krankheitskeime angetroffen. Ueberblicken wir das Ganze, so ist im Interesse weiterer Kreise die Fortentwicklung und der Ausbau der Leihbibliothek zu wünschen, damit sie auch in Zukunft bleibt, was sie bisher gewesen ist, die Förderin allgemeiner Bildung.

## Die Blumen am Fenster.

(Schluß.)

Wenn an Stelle der erwähnten 3 Gewächse in einem Fenster der Klasse, vielmehr in jedem der 4 Fenster des Klassenzimmers, sich 50 schnell und reichlich wachsende befinden hätten, dann würde man wahrscheinlich einigen günstigen Einfluß wahrgenommen haben, wenn auch noch keinen genügenden. Daß aber die Anpflanzung von 200 Pflanzen in einem Schulzimmer nicht ausführbar sei, so höchstenfalls Zeitvertreib dies auch der lieben Schulpflanzung nach mehr als einer Richtung hin gegeben haben würde, bedarf keines Beweises.

Die Forderung von 40-50 Pflanzen an einem Fenster deutet zugleich darauf hin, wie die Pflanzen gepflegt werden müssen, wenn sie gedeihen sollen. Da aber im Wohnzimmer diese Pflege einigermaßen möglich ist und da mit dem Gedeihen der grünen Vegetation auch ein wirksamer Nutzen für die Bewohner des Zimmers verbunden ist, so wollen wir im hygienischen Interesse einen leichten Lehrgang über die Grundbedingungen der gezielten Blumenpflege im Zimmer nicht scheuen.

Nicht nur der Mensch und das Thier sind gefällig, sondern auch die Pflanzen wünschen in ihrer größten Mehrzahl so zu leben. Bei den Thieren hindern wir die Gesehligkeit allmählich, namentlich bei denjenigen, welche Gesellschaft des Menschen sein sollen und können, wie z. B. Hunde und Papageien. Sie sind entfernt von

\*) Obigen Artikel entlehnten wir aus der empfehlenswerthen Zeitschrift: „Gesundheit, Belehrt für öffentliche und private Systeme.“ Herausgeber von Professor Dr. med. Carl Mecklenburg in Leipzig, fortgeführt von Dr. S. Ruff in Frankfurt. Genanntes Blatt erscheint im Verlage von G. L. Deubner & Co. in Frankfurt a. M. und kostet bei 2 mal monatlichen Erscheinungen vierteljährlich 4 Mark.

ihres Gleichen und schließen sich dann an den Menschen an, der ihnen aber nur ein Nothbehelf für ihre Gesellschafts-Bedürftigkeit ist. Wer z. B. 2 oder 3 Hunde gleichzeitig hält, der hat gar keinen, was den geistigen Verkehr mit diesen vereinigen Freunden der Menschheit anbelangt. Ebenso verhält es sich, wenn jemand 2 oder 3 Papageien in demselben Zimmer unterbringt. Die Thiere leben dann mit einander, vergnügen sich, spielen und streifen mit einander, — ohne sich viel um den Menschen zu kümmern, der ihnen nur zur Stunde der Fütterung willkommen ist. Bei den stilleren Zimmergenossen, den Pflanzen verhält sich die Sache etwas anders: ihnen ist die Gesellschaft ein Lebensbedürfnis. Stehen sie dicht bei einander, als eine möglichst große geschlossene Gruppe, so erhält die Ausdünstung der einen Pflanze den Nachbar feucht und die ganze Gesellschaft widersteht ihrem Todfeinde, dem Luftzuge, kräftiger. Dadurch sind Lebensbedingungen gewährt, ohne deren Erfüllung ein geistliches Wachsthum nicht möglich.

Wenn ich auf einer Fensterbank des Zimmers eine Reihe von Pflanzen stehen sehe, so erinnere sie mich immer an die bedauernswürdigen Gefangenen, welche in klotzter Straßenselle einzeln sitzen; abgehoben von der Menschheit, der körperlichen und geistigen Verbündung preisgegeben! — Etwas besser wird das Verhältnis dann, wenn das Fensterbrett breit genug ist, um wenigstens eine Doppelreihe von Gewächsen aufzunehmen und wenn gleichzeitig im Winter die weit von einander abliegenden Doppelreihen so gut schließen, daß kein Luftzug durchdringt. Legt man dann den Raum zwischen innerem und äußerem Fenster mit trockenem grünen Moos, etwa eine Daunenhand hoch aus, so darf man bei richtiger Auswahl der nicht viel Wärme bedürftigen Pflanzen und guter Pflege auf einen ledigen Wintererfolg hoffen. — Aber genügend wird sich auch dies nicht erweitern. Die Pflanzen gehen einig und allein auf einem Blumentische, der auf Hühner ruhend leicht dem Fenster genähert werden kann, während der Tageszeit, und für die Nacht von demselben entfernt und in das Innere des Zimmers gezogen werden. Dabei soll der Blumentisch groß genug sein, um nach jeder Richtung hin eine Reihe von 5—6 Töpfen zu tragen; am zweckmäßigsten wählt man ihn länglich, jedoch er in der dem Fenster parallel laufenden Linie 7 Töpfe aufnimmt, in der Richtung rechtwinklig auf das Fenster nur 5, wobei die höheren Pflanzen von der Seite weiter entfernt zu sehen sind, als die niederen.

Das bisher allgemein gebräuchliche Verfahren beweist nur, wie wenig die meisten Menschen sich mit Nachdenken und Ueberlegen befremden und wie stark der Egoismus bei ihnen ausgeprägt ist. — Sie sehen die unglücklichen Pflanzen, als ob sie ein Hausgeräth wären und nicht selbstständiges Leben und selbstständige Lebensbedürfnisse hätten, dahin, wo es ihnen am bequemsten ist. Daß die Pflanzen Feuchtigkeit brauchen und daß sie, wie Salbaten in Fleisch und Gieß, dieselbe nicht erhalten, sondern der Austrocknung anheimfallen, könnte sich eigentlich Jeder selber sagen; — daß Jugwind ihnen nicht minder gefährlich ist als den Kanarienvögeln, könnte Jeder aus eigener Beobachtung lernen; — daß endlich die Pflanzen sehr wenig Eigenwärme besitzen und daher im Zimmer ihnen ein Standort zu gewähren ist, wo sie neben der nöthigen Belichtung auch der nöthigen Wärme nicht entbehren, das sollte doch das oberflächlichste Nachdenken jedem Kinde lehren. Statt dessen giebt man ihnen diejenige Stelle, welche die kälteste der ganzen Wohnung zu sein pflegt! Wenn man wenigstens doppelte Bretter, oder Bretter dicker Pappe, die sich nicht berühren, sondern zwischen sich eine Luftschicht lassen, am Fenster bis etwa 3 Luchfinger über den oberen Topftrand anbringt, das an seinen vier Enden vier Stäbe trägt, die als Stütze dienen, und dann die Pflanzen nur mit warmem Wasser (nicht unter + 30° R.) begießt, — so würde man wenigstens einige Bedingungen anrührend erfüllen. Jede Verdrängung hindert Wärme. Die größte verdunstende Fläche der Zimmerpflanze ist der poröse und vom durchsickernden Wasser immer feuchte Blumenkerbel. Die Wurzel der Pflanze ist empfindlicher gegen Abkühlung als ihr Körper. Und man stellt man die arme Pflanze so auf, daß ihre Wurzel im kältesten Theile des Zimmers sich befindet und daß sie durch die Verdrängung des Blumenkerbels nur ja recht kühl erhalten wird, wobei man dem oberen Theile durch Zugluft die Lebensbedingungen erschwert. Da behauptet noch Jemand, daß der Mensch ein „bedeutendes“ Geschöpf ist.

Woll der Gärtner seine Pflanzlinge zu energischem Wachsthum anregen, so giebt er ihnen Unterwärme, deren Grad er je nach der beachtlichsten Anregung erhöht oder mindert; denn er weiß aus jahrelanger Erfahrung, daß keine Pflanze gedeiht, deren Wurzel im Kalten stehen. Diese Abkühlung, ebenso wie die anderen störenden Einwirkungen von den im Zimmer gepflegten Pflanzen abzuhalten, ist nur dadurch möglich, daß man sie auf einem Blumentisch unterbringt, welcher statt der einfachen Tischplatte einen Kasten von ungefähr der Höhe der Blumenkerbel trägt. In diesem Kasten werden die Töpfe der Reihe nach untergebracht (die größeren Pflanzen nach hinten) und die Zwischenräume der Töpfe mit Moos oder gefüllt. Unterhalb des Kastens läßt man eine aus Zinblech gearbeitete Röhre anbringen, welche des Morgens und des Abends mit heißem Wasser gefüllt wird. Zur Füllung dient ein Rohr, welches an einer äußeren Wand des Kastens bis zu dessen Rande emporsteigt; für gewöhnlich ist es durch einen Korkstopfen verschlossen; zum Zweck der Füllung wird ein großer Blechrichter eingelegt; — für die Entleerung dient ein gut verschließbarer Hahn, aus welchem das kalte Wasser in einen untergelegten Eimer herabfließt. — Man speist den Kasten mit heißem Wasser von + 50—60° R., doch nicht darüber. In einem sol-

chen Blumentische kann man mit Recht auf das günstige Gedeihen der Blumen hoffen. Denjenigen Gewächsen, welche viel Wasser bedürfen, giebt man in den unteren Theil des Topfes eine Schicht kleiner Kieselsteine und Torfmoos (Sphagnum) oder gepulverten Torf.

Nun handelt es sich nur noch darum, die richtigen Gewächse zu wählen, mit denen man den Blumentischkasten bevölkert. Da wäre zunächst für den Winter aus dem großen Heere der Zwiebelgewächse zu nennen: Hyazinthen (besonders Norma, Argus, Mammuth und die sehr früh blühende Latour d'Avvergne u.) Muscarien, Tacetten, Jonquillen, Narzissen und die kleine Sibirische Meerzwiebel, — ferner Eucharis, Crocus, Alpenveilchen, Chinesische Schlüsselblume, Boncardien, Gardenien, Chinesische Drangensbaumchen, Weichen, Maiblümchen und das so unbedeutend von den Zimmergärtnern vernachlässigte Bergkriemlein. Bei der Auswahl ist ein wohlunterrichteter Gärtner zu Rathe zu ziehen. Damit der Blumentisch nicht allein und gleichsam unvermittelt das Zimmer bevölkert, machen wir darauf aufmerksam, daß veredelte Blumen auf Ständern von Korbgewebe ihm noch zur Seite gestellt werden können. Dahin gehört die Datelpalme, deren Topf auf drei kleinen Ständern im Untergerie stehen muß, welchen Letzteren man stets voll Wasser erhält. Außerdem verschiedene Cactus-Arten, die prächtig toth blühende Euphorbia von Teneriffa, die Schindmalve (Abutilon) mit glodenförmigen Blüten. An der Wand chinesischen immergrünen Weiden und die schon bei unseren Großeltern beliebte immergrüne Porzellanblume (Asclepias) mit schönen und stark duftenden Blüten, sowie endlich eine der dankbarsten und fast in Bergesehtheit gerathenen Schlingpflanzen für das Zimmer, die Passionsblume, deren phantastische Blüten geschmackvoll das Fenster umrahmen, während das Fleisch und die Samen ihrer Früchte, (die oft die Größe eines Apfels erreichen) genießbar und sehr wohlschmeckend sind. Um den Anblick der Wasserlilie aus Zinn den Augen zu entziehen, kann man den Blumentisch mit Lantana rings umgeben, welche ihn umso mehr zieren, wenn über sie noch ein Gebüsch von zahlreichen Tradesantia-Ranken herabhängt. Dieses zur Hauptsache von der Luft lebende Gebüsch vervielfältigt man am einfachsten dadurch, daß man Stengel von ein oder mehreren Gliedern in die Erde oder am Rande des Tisches stehende Töpfe oberflächlich einpflanzt. Einen solchen Blumentisch kann sich Jeder gewöhnen, der nicht gerade mit der Noth des täglichen Lebens zu kämpfen hat, und ein Wohnzimmer von genügender Breite besitzt. Die Gestellkosten schwanken zwischen 20 und 200 Mark, je nachdem man ihn einfach aus Tannenholz und mit Delarbe angeht, — oder aus edlerem Holze und unter Beihilfe des Kunstgewerbes herstellt. Die Blumen blühen und duften so gut in einfachen Tische, als in kostbaren.

Wenn man am späten Nachmittage durchstrenen von Winterfroste, oder durchdringt von Schnee und Regen in unser mäßig erwärmtes Zimmer heimkehren, wie lacht uns dann der blühende Garten unseres Fensters im trauten Heim entgegen und wie wohlthätig ist uns die von Blumen geheftete Zimmerluft!

### Käuber, Justiz und Polizei in Spanien.

Von Röttger.

Das Räuberleben gehört zu der Poesie des Südens. Von Rinaldo Rinaldini, dem „fährten“ Räuber angegangen, haben Viele, die sich dieser Handwerker widmeten, ihren Sängern gefunden und es ist daher nicht zu verwundern, oder als ein Zeichen besonderer Demoralisation zu betrachten, wenn in einzelnen Theilen Andalusiens, so in der Umgegend von Huelva (zwischen Malaga und Gibraltar), es ganze Dörfer giebt, in welchen selbst die angelegentlichsten Einwohner d. h. solche, die für die achtbarsten gelten sollten, die Wegelagerer spielen, die Drogen anhalten, ausrauben und Leute mit eisernem Geheiß tödnen, die nur gegen Lösegeld wieder frei gelassen werden. Man kann keine Nummer einer spanischen Zeitung zur Hand nehmen, ohne von berattigen oder Raubfällen auf einzelne Häuser, in welche ganze Vanden eindringen, selbst auf Eisenbahnen zu lesen. Dennoch sind die Gesetze sehr scharf und die spanische Gendarmerei ist eine vorzügliche, die sich mit jeder anderen messen kann.

„Ganz Spanien ist nur eine losgelassene Galeere (presidio)“, sagte einst ein spanischer Deputirter in öffentlicher Sitzung der Cortes, ohne viel Widerspruch zu finden, trotzdem die Sache eine furchtbare Uebertreibung enthält. Es ist möglich, daß Spanien viel mehr Räuber von Profession, Falschmünzer, Einbrecher und Verleugner zählt, als irgend ein anderes Land; aber schwerlich sind auch in einem anderen Lande die Fälle von heroischer Ehrenhaftigkeit, von unerwarteter Selbstverleugung, namentlich bei dem gemeinen Volke so zahlreich wie hier.

Was die Räuber anbetrifft, so erklärt sich die große Anzahl sowohl durch den angeborenen Hang zu Abenteuer und Lust am Gewerbe, wie auch durch die Armut der Landbevölkerung. Spanien ist ein reiches Land voll armer Leute. Der Boden ist im Besitz einer geringen Anzahl großer Grundbesitzer, die einen durch Monopole und Schutzhölle geschützten Ackerbau treiben, der sich in gar nichts mit der unablässigen Bearbeitung des italienischen Bodens messen kann. Während man in der lombardischen Pesebene, in Toscana, im Neapolitanischen, kurz im ganzen ober- und mittelländischen Italien die Acker kaum einen Tag im Jahre ruhen läßt und einen Ertrag nach dem andern ihnen entzieht, ist in den großen Ackerbauprovinzen Spaniens Weizen allein die Leistung infolge Verdrängung des besseren Theiles der Cultur. So früher 300,000 Mananen ihren reichlichen Unterhalt fanden wie in der fruchtbaren Ebene (Vega) von Granada, da triffen

jetzt 80,000 Spanier kümmerlich ihren Unterhalt. Dies beleuchtet so ungefähr das Verhältnis. Der geringe Ackerbau, der getrieben wird, giebt der Landbevölkerung nur wenige Wochen im Jahre Brod. Bemerkenswerth ist es, daß die spanische Sprache keinen allgemein gültigen Ausdruck für Bauer hat. Die verschiedenen Namen dafür sind in den verschiedenen Gegenden unserer Welt Bauer nicht gleichbedeutend, sie bezeichnen entweder größere Pächter, Dorfbewohner oder Tagelöhner.

Diese Verhältnisse stellen also dem Räuberwesen ein zahlreiches Contingent alljährlich. Die natürliche Wildheit eines großen Theiles des Landes, die zahlreichen und andauernden Kriege im Innern, die seit einem Jahrzehndert fast das Land nie zu längerer völligen Ruhe kommen ließen, thun ein Übriges, denn ein jeder derselben hinterließ die Landstraßen voll Räuber. Schließlich tritt noch das ausgedehnte Küsten- und Grenzgebiet mit seinen Schmutzgelehrten dazu, die nach Umständen auch Räuber spielen, und im Ganzen der romantisch-abenteuerliche Zug, welcher dem Volke eine Woge.

Der spanische Räuber gleicht sich vor seinem italienischen Spießgesellen durch geringere Grausamkeit — was fast dem Begriff größerer Menschlichkeit gleichkommt — aus. Er tödtet und verwundet tüchtigerlos im Kampfe, aber er verstümmelt die Gefangenen nicht wie z. B. der calabrische Bandit. Im Allgemeinen sind auch eigentliche Räuberbanden, organisiert wie in Italien, Ungarn u. s. w. in Spanien nicht vorhanden. Man hat es mit vereinzelten Individuen oder mit kleinen Schuppen zu thun. Aber selbst die Einzelnen sind unter Umständen fürchtbar genug, um ganze Strecken unsicher zu machen. Vor den Cortesentagen war es ein einzelner Räuber, der den Paß von Valaguer in der Nähe von Madrid beunruhigte und bei Nacht unweigerlich machte. Man konnte ihn nicht bekommen; er war gewandt wie eine Gans und ein berühmter Schütze, der selbst in der Dunkelheit sein Opfer zu treffen im Stande war. Jeden Morgen lag mindestens ein Reiterer todt mitten im Wege des Postes. Die Kugel des Räubers hatte den Todten regelmäßig zwischen die Augen in die Stirn getroffen. Dann war das Pferd ausgeplündert und der Bandit verschwunden. Niemand aus der Umgegend wagte sich, sobald die Sonne sank, mehr in den Paß und selbst am Tage nur mit größter Vorsicht. Fremde wurden gemordet. Da geschah es eines Abends bei hellem Mondlicht, daß eine wandernde Schaulusttruppe daher kam, die in den verschiedenen kleinen Ortschaften eine Art Passionspiel aufspielte, bei welchem u. A. auch der Johannes des Täufers aufgeführt wurde. Um die Sache angenehm zu machen, wurde dem betreffenden Schaulustspieler ein künstlicher Kopf abgehauen. Da dieser Kopf sehr werthvoll war, so vertraute ihn der Darsteller nicht in den Fährlichkeiten eines Maulthierwagens an, sondern trug ihn selbst, hoch oben über den heiligen. So ging er einige Schritte seinen Gefährten voraus bis an die verhängnisvolle Stelle des Postes. Da trachtete ein Schütz dicht vor ihm aus dem Gebüsch; er spürte eine leichte Erschütterung an dem künstlichen Kopf und nimmt dieselbe herab um zu sehen, was geschehen ist. Im Augenblick stürzt in wahnwüthiger Aufregung und Angst ein Mann aus dem Gebüsch hervor und um Gnade flehend. Es war der Räuber, der sein Gewehr weggeworfen hatte und sich willenlos ergab. Vor Gericht erwiegen der Schaulustspieler mit dem künstlichen Kopf, der auch seinen Schuß zwischen den Augen erhalten, ganz wie die natürlichen, nach denen der Räuber gezielt hatte, um die Sache zu erklären. Trotz der einfachen Lage der Dinge konnte der Räuber seinen geheimnißvollen Schrecken vor dem Manne mit den zwei Köpfen nicht bemerzen und schrie vor Angst beim Anblick desselben noch im Gerichtssaal.

(Schluß folgt.)

### Mannigfaltiges.

#### „Kleine Blumen, keine Väter.“

So viel Köpfe, so viel Sinne! — Aber trennt der Kopf die Menschen. Muß das Herz sie neu vereinen. Macht im Kopfe breit das Ich sich, Tragen wir das Du im Herzen. Hart hat die Natur den Schädel, Weich hat sie das Herz gelehrt.

Robert Hamerling.

Ein gut Ding soll gleichen dem Sterne besetzten Himmel. Der je länger du läßt, desto besserer ersehn. Drum nennt Luther die Bibel das Wächlein je länger je Heber;

Was du heute nicht schaust, schauest du morgen fern. Wo zum Herrscher ward das Geld, Wo zur Wäntel die Welt.

Karl von Holst.

#### Charade von Herzhof Arnan.

In zwei und drei sind mit Bedacht Die letzten manchmal angebracht. Doch ist die erste nicht zu spüren, Wird sich das Ganze nimmer rühren.

#### Lösung aus Nr. 2.

Räthsel: Die Glode.

#### Correspondenz zu Nr. 2.

Die eingelebten Rufe gen waren bis auf eine richtig. — *Katze* hat in Nr. 2. 3. wofür ich, was ich ihm über, freundschaftlich dankt. Von G. Die hebmalige Auswahl unter dem accenteden Räthsel und Aufgab. triff die Redakteur und nicht der Räthselreifer. E. Schöne. So nicht, verworben.